

kann der Öffentlichkeit eine Mißgeburt seiner Phantasie aufzwingen, ohne daß ihm von den anderen Architekten tüchtig die Meinung gesagt wird, und ein Dichter kann überhaupt nichts drucken lassen, ohne daß die anderen Dichter mit dem Knüppel dick und schwer über ihn herfallen. Selbst Dramatiker, Filmschauspieler und Politiker kritisieren sich gegenseitig und zwingen so einander, das Äußerste herzugeben. Journalisten keineswegs. Wenn es vorkommt, was selten genug geschieht, gilt es für unanständig. Liest man die Fachblätter für Journalisten — die es genau so gibt wie Ärzte für Ärzte —, so bekommt man den Eindruck, daß jeder Zeitungsbesitzer in den Vereinigten Staaten ein Prominenter von Rang und jeder Propagandachef ein Tausendkünstler ist. Die Redakteure machen nie etwas falsch; sie sind nicht nur alle Genies, sondern sogar Helden.

Anders steht es mit den Professoren für Journalismus in unseren großen Bildungsfabriken und den Redakteursverbänden in den Agrarstaaten. Diese Herren üben eine sehr strenge Kritik, die keine andere Wirkung hat, als daß der Journalist endlich auf den Gedanken gekommen ist, es sei an der Zeit, seinen Beruf einer gründlichen Revision zu unterziehen. Vielleicht kommt es einmal dahin, daß er sich wirklich mit den Problemen, denen er sich gegenüber sieht, beschäftigt, ja, sie sogar eines schönen Tages zu lösen versucht. Lösbar sind sie fast alle; ja, sie können von den Journalisten gelöst werden, ohne daß sie irgendwelche Moralexperthen zu Hilfe rufen.

So etwa das Problem der unrichtigen Meldung. Woran liegt es, daß so viele falsche Nachrichten in die amerikanischen Zeitungen kommen? Sogar in die besseren? Sind Journalisten, als Stand gesehen, Gewohnheitslügner, ziehen sie das Unwahre dem Wahren vor? Das glaube ich nicht. Eher kommt es daher, daß die Journalisten in der Mehrzahl äußerst dumm, sentimental und leichtgläubig sind — daß die meisten nicht die scharfe Urteilskraft besitzen, die sie zur sachgemäßen Erfüllung ihrer Pflichten nötig hätten. Man denke nur an die groteske Lähmung, die angesichts des Orkans von Miami im Jahre 1926 die ganze amerikanische Presse befiel.

Der durchschnittliche amerikanische Journalist glaubt auf höchst naive und automatische Art an alles, was er schwarz auf weiß sieht. Man sollte annehmen, daß seine tägliche Erfahrung mit dem geschriebenen Wort ihn dagegen mißtrauisch machen müßte; und er selbst schmeichelt sich auch mit der Überzeugung, daß er dagegen gefeit sei. In Wahrheit aber frißt er es weit öfter, als er es ablehnt, und zwar um so begieriger, je unwahrer es ist. Läuft es in Gestalt eines Telegramms ein, so macht er sofort den Mund auf; kommt es in telegrafischer Form von irgendeinem Presse-syndikat, so wird es auf der Stelle verschluckt. Natürlich will ich damit nicht sagen, daß alle Redakteure alle Meldungen aller Syndikate bringen; aber wo sie geschickt aufgemacht sind, und wo es besonders leicht ist, sich zu irren — mit anderen Worten, wo man sich besonders vorsehen müßte — schluckt er sie in neun Fällen von zehn.

Nun gibt es freilich Fälle, in denen es ebenso wichtig ist, Gerüchte zu bringen wie Tatsachen, in denen die Leser das Recht haben, zu erfahren, was erzählt, angedroht, berichtet wird, und nicht nur, was tatsächlich passiert ist. Solche halb-garen und zweifelhaften Nachrichten sollten zwar gebracht, aber von den Meldungen, die mit überwältigender Wahrscheinlichkeit richtig sind, deutlich unterschieden werden. Die meisten europäischen Blätter von Rang machen diesen Unterschied, indem sie die Quelle der Meldung angeben und nicht selten eine ironische Bemerkung darauf folgen lassen. Mit anderen Worten, sie bemühen sich, ihre technischen Beschränkungen als Sammler von Nachrichten wieder gutzumachen; sie tun ihr möglichstes und gestehen es offen ein, wenn es nicht weit her damit ist. Ich bin der Ansicht, daß es den amerikanischen Zeitungen gar nichts schaden könnte, sich an ihnen ein Beispiel zu nehmen.

*(Deutsch von Dora Sophie Kellner)*